

Soll es nach dem Futur im Deutschen nicht weitergehen?

Seit fast hundertachtzig Jahren wird am Grimmschen Wörterbuch gearbeitet. Jetzt haben die Akademien plötzlich kein Geld mehr übrig. Die Neubearbeitung wird wohl Fragment bleiben.

Unter den Großprojekten, die deutschen Gelehrten aus dem Ruder liefen, nimmt das Wörterbuch der Brüder Grimm einen prominenten Platz ein. Als Jacob und Wilhelm 1838 ihr Deutsches Wörterbuch konzipierten, das die Sprachepoche von Luther bis zur Gegenwart abbilden sollte, waren sechs bis sieben Bände geplant, die im Laufe von zwölf Jahren erscheinen sollten. Am Ende waren es 32 Bände, und als der letzte 1960 herauskam, trennte der Eiserner Vorhang die beiden Arbeitsstellen in Ost-Berlin und Göttingen. Trotzdem beschloss man bereits 1957 gemeinsam, den ältesten Teil des Wörterbuchs auf den neuesten Stand zu bringen. Es ging um die Buchstaben A bis F, deren Artikel noch die Grimms selbst verfasst hatten. Aus den damals für diese Neubearbeitung veranschlagten zwanzig Jahren sind nun sechzig geworden: In wenigen Monaten wird der letzte noch ausstehende Teil gedruckt vorliegen.

Er reicht von „Brief“ bis „Cyberspace“ und füllt eine bislang noch verbliebene Lücke innerhalb der neun Bände für sechs Buchstaben. Die Berliner Arbeitsstelle, die zunächst von der Akademie der Wissenschaften der DDR, dann von der Berlin-Brandenburgischen Akademie getragen wurde, hatte die Buchstaben A bis C übernommen, während man unter dem Dach der Göttinger Akademie der Wissenschaften den Abschnitt D bis F bearbeitete. Die ersten Teile der Neubearbeitung erschienen schon Mitte der sechziger Jahre. In der DDR geriet das Projekt allerdings bald darauf als Spross der „bürgerlichen“ Sprachwissenschaft ins Absense. Das Personal der Berliner Arbeitsstelle wurde drastisch reduziert. Aufgelöst wurde sie nur deshalb nicht, weil man die Grimms nicht den Westdeutschen allein überlassen mochte.

Auch nach der Wiedervereinigung arbeiteten die Sprachwissenschaftler in Ost und West eher nebeneinander her als miteinander, was sich im unterschiedlichen Tempo niederschlug. Als man in Berlin in Verzug geriet, übernahmen die Göttinger von ihren Berliner Kollegen noch die Strecke vom Wort „Betrieb“ bis zum Ende des Buchstabens C. Trotzdem mussten die Berliner Lexikographen, als die Finanzierung ihrer Arbeitsstelle Ende 2012 auslief, ihre Arbeit überhastet abschließen und den Umfang ihres noch ausstehenden Teils um eine Reihe von Stichwörtern reduzieren. In Göttingen wurde noch bis vor kurzem weitergearbeitet. Seit Anfang des Jahres existiert auch diese Arbeitsstelle nicht mehr. Ihr Leiter, Volker Harm, betreibt in den verwaisten Räumen noch die Drucklegung der letzten Lieferung.

Durch die Neubearbeitung ist der Teil des Grimmschen Wörterbuchs renoviert worden, der auch der am stärksten veraltet ist. Unter „Fernseher“ findet man bei Jacob Grimm die Bedeutungen Prophet und Teleskop verzeichnet, und die „Blindschleiche“ wird hier noch als blinde Giftschlange definiert. Doch es geht nicht nur darum, den Wandel des Wortschatzes einzufangen. Auch die Sammlung der Quellen und Belege, welche die Grimms ihren Worterläuterungen zu-

grunde gelegt hatten, entspricht heutigen Maßstäben nicht mehr: Viele sprachgeschichtlich bedeutsame Quelleneditionen gab es zu ihrer Zeit noch nicht, wichtige Textgattungen wie Zeitungsartikel wurden von ihnen kaum berücksichtigt.

Ihrer romantischen Idee von der wahren Sprache des Volkes folgend, schlossen sie auch solche Fremdwörter aus, die längst im deutschen Wortschatz eingebürgert waren. Hinzu kommt, dass vor allem Jacob Grimm bei den etymologischen Angaben gern seiner Lust zur Spekulation die Zügel schießen ließ, so zum Beispiel, wenn er arm und Arm in einer gefühlvollen Pseudoetymologie verschmolz, in welcher „der arme ein solcher ist, den man mitleidig, liebevoll aufnimmt und in die arme schlieszt“.

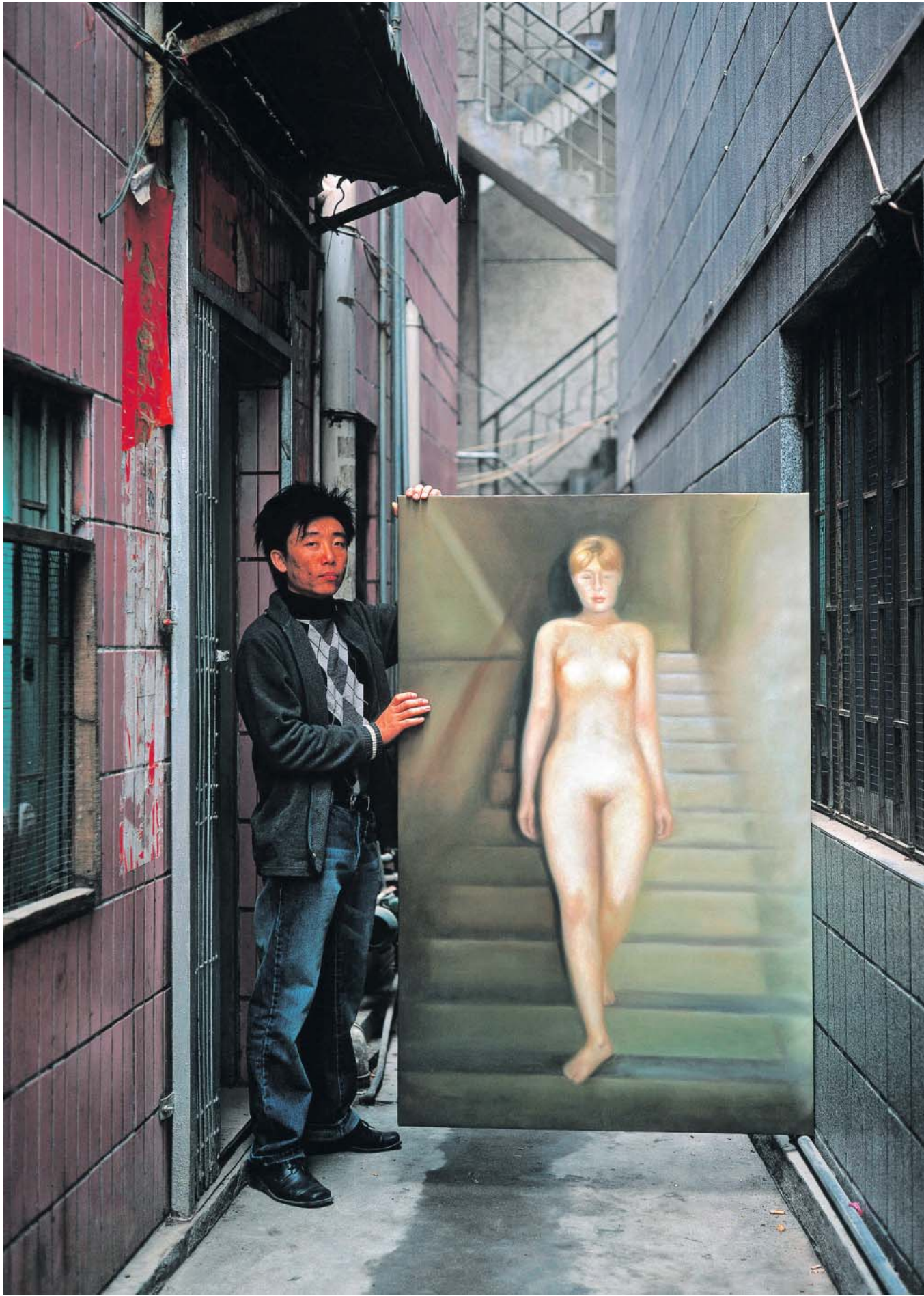
In den neu bearbeiteten Bänden herrscht ein nüchtererer Geist. Eigentlich handelt es sich hier auch gar nicht um eine Bearbeitung, sondern um ein komplett eigenständiges Wörterbuch. Beibehalten hat man nur aus einer kuriosen Pietät heraus Jacob Grimms Kleinschreibung. Nicht nur die Wörterbuchartikel wurden neu verfasst, sondern auch die Materialbasis – die Quellensammlung und die Beispiele für den Wortgebrauch – wurde unabhängig von den Zettelkästen der Grimms neu aufgebaut. Mehr als fünf Millionen Belege kamen für die Buchstaben A bis F zusammen. Demgegenüber beruht die komplette Erstfassung des Deutschen Wörterbuchs nur auf zwei Millionen Belegen, was freilich für die Entstehungszeit eine beeindruckende Zahl war.

Während die Grimms auch sehr seltsame, mitunter seltsame Ausdrücke, die nur ein- oder zweimal nachgewiesen sind, in das Wörterbuch aufnahmen, sind in die neue Fassung nur Stichwörter gelangt, die eine gewisse Häufigkeit aufweisen und somit als einigermaßen gebräuchlich gelten können. Aus der Masse aller im Archiv dokumentierten Stichwortkandidaten haben nur etwa zwölf Prozent diese statistische Hürde überwunden und es in das neue Wörterbuch geschafft. Die liebenswerten Skurrilitäten des alten „Grimm“ sucht man hier vergebens. Das gilt auch für dessen lange Artikel, die erklärend und erzählend durch die Geschichte mänderten. Die Neubearbeitung ist wissenschaftlich zuverlässig, ihre Artikel sind komprimiert, faktenorientiert und klar strukturiert. Verschwunden ist dafür der Charme des verwunschenen Wörterworts.

So wie die erste Fassung des Deutschen Wörterbuchs wird auch die Neubearbeitung im Internet frei verfügbar sein. An ihrer Digitalisierung, die sich wegen fehlender Fördermittel immer wieder verzögerte, wird seit einigen Monaten an der Universität Trier gearbeitet. Völlig offen ist bislang allerdings, ob die Neubearbeitung jemals bis zum Buchstaben Z fortgesetzt wird oder ob der Abschnitt A-F ein Torso bleibt. Eine Weiterführung in gedruckter Form ist so gut wie ausgeschlossen. Aber auch für eine digitale Version stehen die Zeichen ungünstig, weil lange Laufzeiten nicht mehr in die wissenschaftspolitische Landschaft passen.

So lehnte die Union der Wissenschaftsakademien das von der Göttinger und der Berliner Akademie vorgeschlagene Projekt „Grimm 21“ ab. Es sah ein digitales Nachschlagewerk vor, das an die Neubearbeitung anknüpfen und den Wortschatz des Neuhochdeutschen von 1600 bis in die Gegenwart abdecken sollte. Dieser Zeitraum, auf den sich das Grimmsche Wörterbuch von Anfang an konzentriert hat, wird von anderen Wörterbüchern nach wie vor nicht hinreichend dokumentiert. Dabei handelt es sich um entscheidende Jahrhunderte, in denen sich das Deutsche auf der Hoch- und Bildungssprache entwickelte, deren Grundzüge auch die Gegenwart noch prägen. Eine Zeitlang propagierte die Berlin-Brandenburgische Akademie das bei ihr angesiedelte Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache als zeitgemäßen Nachfolger des Deutschen Wörterbuchs. Doch das hat sich als Fehleinschätzung erwiesen, denn die sprachhistorischen Informationen des Digitalen Wörterbuchs können mit denen der Neubearbeitung nicht konkurrieren. Volker Harm, der Leiter der Göttinger Arbeitsstelle, glaubt deshalb auch nicht, dass die Neubearbeitung auf Dauer ein Stückwerk bleiben wird. Mit den heutigen digitalen Möglichkeiten und den gesammelten Erfahrungen im Rücken würde es seiner Schätzung nach etwa fünfundsiebzig Jahre dauern, die fehlende Buchstabenstrecke G bis Z zu erstellen. „Die Arbeit am Deutschen Wörterbuch hat zwei Weltkriege und schwere Wirtschaftskrisen überstanden. Dass ausgerechnet jetzt kein Geld mehr dafür da sein soll, will mir nicht einleuchten.“

WOLFGANG KRISCHKE



Kapitalistischer Realismus: Eine Fälschung muss nicht zu genau sein. – Im Künstlerdorf Dafen bei Shenzhen

Foto Michael Wolf/raif

Die Zuschreibungen sind falsch

Nicht die Objekte: Der Bundesverband der Kunstsachverständigen lässt sich beraten

Die üblichen Reflexe des Verbraucherschutzes greifen auf dem Kunstmarkt nicht. Das große Empörungspotential, das falsch deklarierte Lebensmittel oder manipulierte Abgaswerte auslösen, bleibt bei Kunstfälschungen aus. Dabei sind Fälschungen auch nur falsch deklarierte Waren, also Werke, die mit irreführenden Angaben zu Autorschaft, Alter und Provenienz in den Markt eingespeist und zu überhöhten Preisen gehandelt werden. Doch gerade unter Gebildeten gilt Kunstfälschung als intellektuell anspruchsvolles Gentleman-Verbrechen, das die Mechanismen eines überhitzten Marktes offenlegt. So erscheint der Fälscher als gescheiterter Künstler, der sich am Establishment rächt, indem er unter fremdem Namen seine Klasse beweist. In der Tat haben es einige Vertreter der Zunft von Konrad Kujau bis Wolfgang Beltracchi zu großer Popularität gebracht und sind zu Kultfiguren geworden, die man für ihre Chuzpe bewundert.

Die Heroisierung der Meisterfälscher verdeckt das eigentliche Problem. Denn die Mehrzahl der Fälschungen ist banal und von geringer Schöpfungshöhe, eine Spielart des Betrugs, bei der es mehr auf gefälschte Signaturen, dubiose Gutachten oder manipulierte Provenienzen ankommt als auf künstlerische Originalität. Vor allem die Druckgraphik der klassischen Moderne ist längst ein Massenmarkt für Fälschungen. Dahinter stehen arbeitsteilig organisierte Netzwerke, deren Akteure in allen Zweigen des Kunstbetriebs zu finden sind.

Betroffen sind nicht nur die Superreichen, die den Schaden finanziell meist gut verkraften können, sondern Käufer aller Einkommensklassen. Für den Handel stellen sich Fragen nach Haftungsrisiko und einer erhöhten Sorgfaltspflicht. Ganze Marktsegmente – wie die Grafiken Salvador Dalis – sind in Misskredit geraten. Im Werkverzeichnis von Alexej Jawlensky findet sich ein umfangreiches Konvolut Fälschungen, wie nach Drucklegung entdeckt wurde.

Angesichts der gerade in Krisenzeiten boomenden Nachfrage nach preisstabilen Sachwerten wird der Ruf nach Experten laut, die mit ihrem Urteil die Spreu vom Weizen trennen sollen. Der Bundesverband der Kunstsachverständigen (BVK) hat reagiert und einen Arbeitskreis für Kunstfälschungen eingerichtet. Im Rahmen einer Fachtagung brachte dieser in Weimar alle beteiligten Disziplinen an einen Tisch. Einblicke in die Poli-

zeiarbeit bot der Vortrag von Ernst Schöllner (Fellbach), einem der prominentesten Kunstermittler der vergangenen Jahrzehnte. Der 2014 pensionierte Beamte des Stuttgarter Landeskriminalamts wies darauf hin, dass unter den Bundesländern nur Baden-Württemberg, Bayern und Berlin Fachabteilungen für Kunstdelikte unterhalten – als ob es andernorts keine einschlägigen Delikte gäbe. Schöllner hob die methodische Herausforderung für seinen primär auf anderen Feldern qualifizierten Berufsstand hervor: die Herausbildung einer veritablen Kennerschaft für das Falsche. Zu deren Schulung hat das LKA eine Studiensammlung aus mehr als zweitausend zweifellos falschen Werken angelegt. 2007 wurde ein Teil des Bestands in der Ausstellung „Wa(h)re Lügen“ im Picasso-Museum in Münster gezeigt. Ergänzt wird das Archiv durch die zur Beglaubigung vorgelegten Dokumente: Neben Provenienzen, Gutachten und Zertifikaten werden inzwischen selbst Œuvre-Kataloge und Monographien gefälscht.

Die Intuition für das (Un-)Stimmige verbindet Kriminalbeamte und Kunsthistoriker. Längst ist das Thema im Fach angekommen. Das Kunstmuseum Moritzburg in Halle zeigte 2014 eine Ausstellung über Fälschungen. Die Universitätsbibliothek Heidelberg nahm den Faden 2016 anhand von Henry Keazors einschlägigen Forschungen wieder auf. In der Nähe des Wiener Hundertwasserhauses wirbt ein privat geführtes „Fälscher-museum“ um die Gunst des Publikums.

Warum ist die Unterscheidung von Original, Fälschung und Kopie überhaupt wichtig? Stellen nicht die Strategie des Fake und der Appropriation Art gerade diese Kategorien in Frage? Wolfgang Holler, der Generaldirektor der Museen der Klassik Stiftung Weimar, betont aus der Sicht der Museen die heuristische Notwendigkeit, das kennerschaftliche Urteil am Original zu schulen. Wer die kulturprägende Differenz von Schein und Sein, von Wahrheit und Lüge auflöst, errichtet letztlich ein System der Postfaktizität, das den ernsthaften Dialog über ein Werk unmöglich macht.

Die Forderung nach einer Renaissance der kunsthistorischen Kennerschaft liegt nahe. Da diese besonders im Handel und im Museum, weniger aber an Universitäten blüht, polemisierte Hans Ottomeyer, der frühere Direktor des Deutschen Historischen Museums und der Staatlichen Museen Kassel, gegen die Bildwissenschaft: Als Exegese

von Reproduktionen habe sie den Kontakt zum dinglichen Kern der Kunst verloren. Folgerichtig plädierte Ottomeyer dafür, Gemälde und Grafiken als dreidimensionale Artefakte zu begreifen, deren materielle Qualitäten sich nur durch direkten Augenschein erschließen.

Der Blick in die Tiefenstrukturen des Materials, das viel von der Geschichte eines Objekts offenbart, verbindet diese Art von Kunstgeschichte mit dem Wissen der Restauratoren, aber auch der naturwissenschaftlichen Laboranalyse. Der Materialforscher Harald Müller (Wiesbaden) stellte klar: Falsch sind nicht die untersuchten Objekte, sondern die mit ihnen verknüpften Zuschreibungen. Dabei können alle Elemente einer Beweiskette manipuliert sein.

Natürlich kennen die Fälscher nicht nur die Mechanismen des Marktes, sondern auch die üblichen Analyseverfahren. Da in der Vergangenheit selbst renommierte Experten schon die Seiten gewechselt haben, ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit aller Beteiligten entscheidend. Nur wer die richtigen Fragen stellt, findet Antworten im Labor. Viele etablierte Gewissheiten der Branche sind in den letzten Jahren ins Wanken geraten. So tauchen vermehrt Fälschungen aus historischen Materialien auf, die durch das Raster einer Routinekontrolle fallen.

Nicht minder komplex ist die Rechtslage, wie Louis-Gabriel Rönberg (München) ausführte. Obwohl Fälschungen dem Ruf der betroffenen Künstler schaden und deren Œuvre verwässern, können sie – anders als Falschgeld oder plagierte Markenware – nicht ohne weiteres eingezogen und vernichtet werden. Auf diese Weise bleiben selbst einmal erkannte Fälschungen potentiell im Markt. Zwar führen einige Handelshäuser ein internes Register „kritischer Werke“, doch ist diese Datenbank für die Öffentlichkeit ebenso unzugänglich wie das umfangreiche Know-how der Ermittlungsbehörden. Eine mit dem Art-Lost-Register vergleichbare Wirkung geht von diesem Archiv nicht aus.

Wechselhaft sind auch die Schicksale der Fälscher nach ihrer Enttarnung. Konrad Kujau wird inzwischen selbst gefälscht – ein Moment des Nachruhm, zu dem es Wolfgang Beltracchi noch nicht gebracht hat. Eric Hebborn wiederum wurde nach der italienischen Buchveröffentlichung seines „Art Forger's Handbook“ in Rom erschlagen – mutmaßlich zur Strafe für die Publikation seines Insiderwissens. CHRISTOPH SCHMÄLZLE

Kemalistische Leitkultur

Wir sind auch Koran

Über den Platz der Religion im Bildungssystem der modernen Türkei wird im Land nicht erst seit dem Aufstieg der AKP und deren Versuchen, das Schulsystem zu islamisieren, debattiert. Zwar mieden in der Gründungsphase der türkischen Republik die Kemalisten eine solche Diskussion. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es jedoch die Anhänger Atatürks selbst, die Zweifel an der Tabuisierung der Religion anmeldeten. Die türkische Politikwissenschaftlerin Tuba Ünlü Bilgiç und der Historiker Bestami S. Bilgiç haben wenig bekannte Aspekte dieser Debatte und ihrer Wahrnehmung durch amerikanische Diplomaten untersucht („Raising a moral generation: the Republican People's Party and religious instruction in Turkey, 1946–1949, in: Middle Eastern Studies, Jahrgang 53, Heft 3, 2017 / Routledge).

Der Bruch der Kemalisten mit den Religions- und Bildungsinstitutionen des Osmanischen Reiches war keineswegs vollständig. An den Schulen wurde der Religionsunterricht zunächst fortgeführt, eine Praxis, die zwischen 1927 und 1929 in den Städten sukzessive abgeschafft, auf dem Land hingegen noch bis in das Jahr 1940 beibehalten wurde. Für die Ausbildung muslimischer Geistlicher hatte die Regierung 1924 die Imam-Hatip-Schulen ins Leben gerufen, doch Anfang der dreißiger Jahre wurden sie wieder geschlossen. Die radikale Säkularisierung des Bildungssystems sah die damals alleinregierende Republikanische Volkspartei (CHP) als das Instrument, das der jungen Generation den Geist des türkischen Nationalismus, Säkularismus und Republikanismus aufprägen sollte.

An dieser Doktrin einer durch Staatsräson definierten Leitkultur beging die CHP jedoch den Autoren zufolge schon bald nach Ende des Zweiten Weltkrieges selbst Verrat – um eine ethische Kategorie zu verwenden, wie sie in der Logik der für die Türkei typischen Verfassungspolitik des kalten Bürgerkriegs liegt. Ende Dezember 1946 meldeten sich in einer Parlamentsdebatte zwei Mitglieder der CHP-Fraktion mit Grundsatzkritik zu Wort. Muhittin Baha Pars, Abgeordneter aus Bursa, und Hamdullah Suphi Tanrıöver, früherer Bildungsminister, plädierten für eine Wiedereinführung des Religionsunterrichts.

Sie empfahlen die staatliche religiöse Unterweisung als Mittel zur Bekämpfung des einflussgewinnenden Kommunismus wie auch des Sittenverfalls unter türkischen Jugendlichen. Aus der Sicht von Pars hatten die damals auch in der Türkei aufstrebenden linken Bewegungen den Charakter von neuen Religionen, die er als Gefahr für den Islam erachtete. Bei den Schulkindern wollte er ein Bewusstsein für Reinheit und Gerechtigkeit schaffen. So werde man auch dem Verlangen der Menschen nach Spiritualität nachkommen, fügte sein Parteifreund Tanrıöver hinzu, der kritisch darauf hinwies, dass dieses anthropologische Bedürfnis im revolutionären Projekt der Kemalisten keinerlei Berücksichtigung gefunden habe.

Die Vorschläge der beiden CHP-Parlamentarier stießen bei ihrem Ministerpräsidenten Recep Peker auf harten Widerstand. Gegen den Kommunismus werde Religion nichts nützen, so sein Einwand, zumal es genügend Beispiele dafür gebe, dass man gleichzeitig religiös und kommunistisch eingestellt sein könne. Zudem bestehe die Gefahr der politischen Instrumentalisierung der Religion: Sie müsse reine Privatsache bleiben. Dass der türkische Staat durch seine 1924 geschaffene Religionsbehörde seit jeher ideologischen Einfluss auf das religiöse Leben der Muslime im Land nimmt, wurde in der Debatte freilich nicht angesprochen. Dass sie 1946 überhaupt geführt werden konnte, erstaunte den amerikanischen Botschafter in Ankara, Edwin Wilson. Es sei das erste Mal, berichtete er nach Washington, dass die Verfechter einer staatlichen religiösen Erziehung – von der Bevölkerung schon länger vermisst – ihre Position im Parlament hätten darlegen dürfen.

Tatsächlich stieß der Schlagabtausch der Abgeordneten eine Diskussion an, die 1947 im CHP-Parteivorstand und außerdem von prominenten Parteimitgliedern in der Presse ausgefochten wurde. Konsequenzen wurden denn auch schnell gezogen. Im Juli gestattete das Erziehungsministerium Privatpersonen mit entsprechendem Bildungshintergrund, Islamunterricht in eigens gegründeten Schulen zu erteilen – allerdings nur unter strengen Auflagen und nur dort, wo es bereits eine Grundschule gab. Schon im Folgejahr wurde grünes Licht für die Wiedereinführung des – nunmehr freiwilligen – Religionsunterrichts an staatlichen Schulen gegeben; und schon bald auch für Unterrichtsangebote, die sich an denen der einstigen Imam-Hatip-Schulen orientierten.

Zu deren Wiedereröffnung kam es allerdings erst nach den Wahlen von 1950, aus denen die oppositionelle Demokratische Partei als Siegerin hervorging. Dass die Konkurrenz zu den erst seit 1946 als Partei zugelassenen Demokraten, die auf der religiösen Klaviatur zu spielen wussten, ein wichtiger Grund für die Kemalisten war, sich mit dem Islamunterricht anzufreunden, kommt bei den Autoren zu kurz. Aber ihre Beobachtung, dass man auch in Recep Tayyip Erdogans Vision von der Schaffung einer „frommen Generation“ auf das alte Argument trifft, mit islamischer Erziehung ließen sich Sittenverfall und Kommunismus effektiv bekämpfen, fügt der bisweilen verwirrenden Geschichte der Kulturkämpfe in Kemal Atatürks Republik eine ironische Note hinzu.

JOSEPH CROITORU



In den Notizen zum Wörterbuch vermerkte Jacob Grimm: „barde unverletzlich“. Daran hielt er sich nicht: Der Eintrag in Band 1 rügt den „Bardenunflug“ des achtzehnten Jahrhunderts. Foto Interfoto